

Der Dolmetscher der Moderne

Der weltweite Ruhm des Bildhauers Henry Moore

Mit Ihrer Kunst“, so hatte der deutsche Bundeskanzler dem englischen Bildhauer zum 80. Geburtstag geschrieben, „können und wollen Menschen sich identifizieren.“ Ein Hauptverdienst des Jubilars sei das, „mehr Menschen an die Gegenwartskunst herangeführt zu haben als viele andere“.

Wahr gesprochen. Henry Moore, der am vorletzten Sonntag 88jährig in seinem südenglischen Haus gestorben ist, hatte eine erstaunlich große Öffentlichkeit erobert. Seine steinernen und bronzenen Skulpturen, energisch stilisiert und trotzdem suggestiv naturnah, stehen – von Museen ganz zu schweigen – auf Plätzen und in Parks zwischen Paris und New York, zwischen London und Recklinghausen. Sie tun dem Auge wohl, und Kinder können auf ihnen klettern, ohne sich weh zu tun.

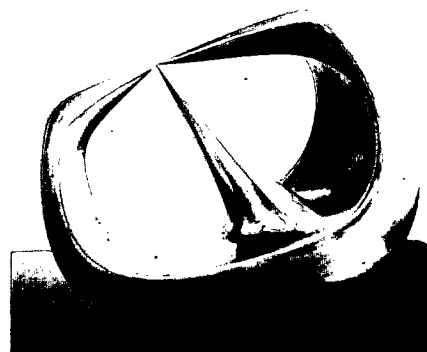
Die Identifikation des Menschen Helmut Schmidt mit dem Werk Moores bezeugen seit 1979 „Zwei große Formen“ beim Bonner Kanzleramt. So weit, bis in den Vorhof der Politik, hat es die moderne Kunst sonst kaum gebracht.

Moore war ein Klassiker der Moderne, und am Ende sah es so aus, als hätte das siebte Kind eines Yorkshire-Berg-

manns gar nichts anderes werden können. Von ihm selbst erzählte Anekdoten umspielen die typische Figur eines Frühberufenen: Der elfjährige Henry war gleich elektrisiert, als er zum erstenmal von Michelangelo hörte. Und schon der Knabe ertastete sich die menschliche Anatomie, indem er seiner Mutter den rheumatischen Rücken einrieb.

Dem Drang und dem Talent zu plastischem Gestalten kamen, nach Frontdienst im Ersten Weltkrieg, Stipendien in Leeds und dann in London zugute. Aber mehr als die akademische Ausbildung bedeuteten für Moore Besuche im Britischen Museum. Seine Skulpturen fielen archaisch-vereinfacht aus und schockten lange Zeit das Establishment.

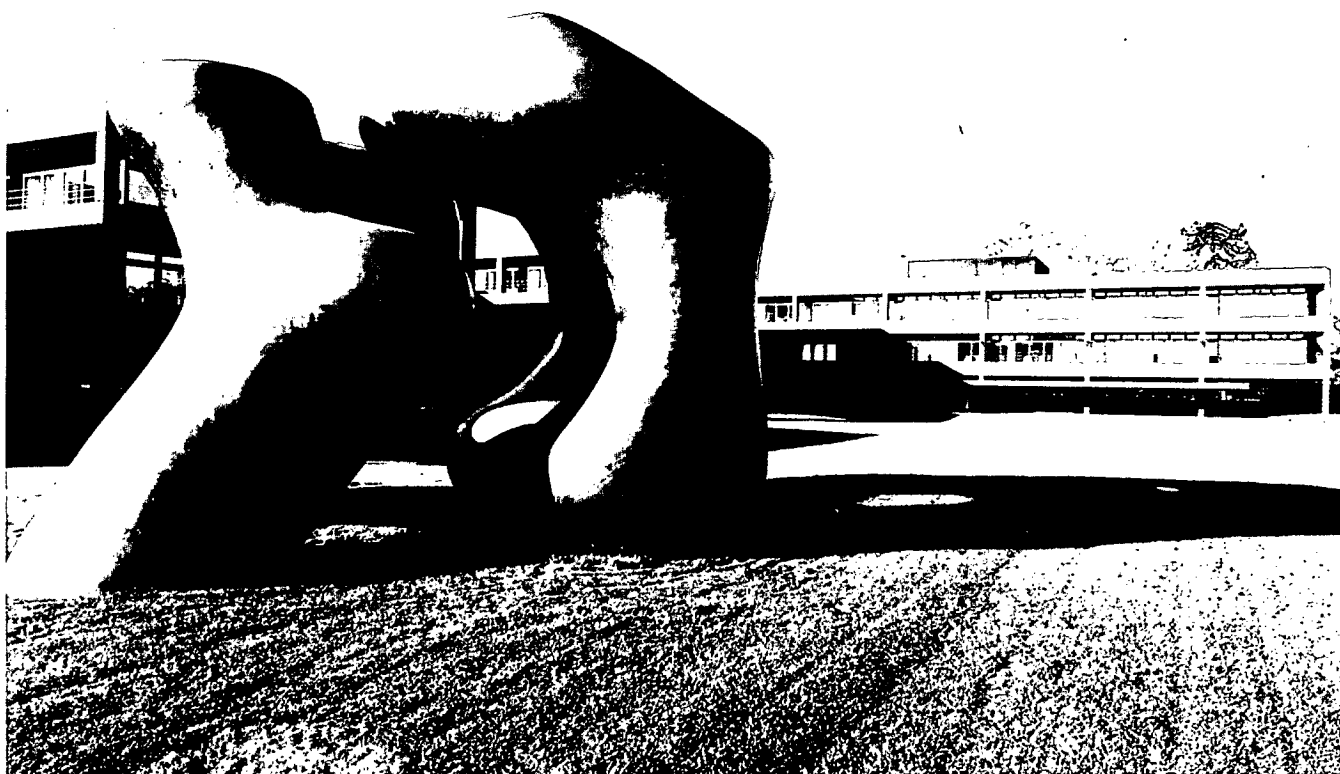
Ein größeres Publikum erreichte Moore zuerst als Zeichner. Seit 1940 skizzierte er, als „Offizieller Kriegskünstler“, in Londoner U-Bahn-Schächten die Wartenden und Schlafenden, die dort vor deutschen Luftangriffen Zuflucht gesucht hatten. Diese „Shelter drawings“, Kunstwerke und packende Zeitdokumente zugleich, erregten Aufsehen und überzeugten, so Moore, „gewisse Leute, daß ich zeichnen konnte“.



„Drei Spitzen“ (1939/40)



„Shelter drawing“ (1941)



„Zwei große Formen“ (1967) in Bonn



In seinem Atelier (1973)



„Die Liegende“ (1957/58) in Stuttgart

Künstler Moore, Werke: Bis in den Vorhof der Politik

Der Biennale-Preis von 1948 in Venedig war dann schon das Siegel eines auch international unanfechtbaren und noch ständig wachsenden Ruhmes für den Bildhauer Moore.

Der hat die Möglichkeiten moderner Skulptur in vielen Richtungen erkundet. Er hat die menschliche Gestalt verformt und ausgehöhlt und in Einzelteile zerlegt. Er hat plastische Elemente ineinandergeschachtelt und miteinander verzahnt. Liegende weibliche Figuren konnten einmal den Ausdruck von strengem Pathos annehmen, dann wieder die Ruhe zerklüfteter Felsformationen oder hügeliger Landschaften.

Ganz bestimmt war Moore nicht, wie jetzt manche Trauerredner tönen, „der bedeutendste Bildhauer des 20. Jahrhunderts“. Kollegen – Picasso, Brancusi, Giacometti – hatten früher, radikaler

und damit auch bedeutender jene kubistischen bis surrealistischen Form-Erfindungen vorgetragen, von denen er, neben schöpferischen Rückgriffen auf alte Kunst, zehren konnte.

Ohne falschen Maßstab betrachtet, bleiben Moores Einfalls- und Ausdrucksreichtum im Detail bemerkenswert, sein Gespür für die Balance von Massen und die Behandlung organisch geschwungener Flächen. Gerade seine weniger exponierte Haltung machte ihn zum idealen Vermittler und erlaubte ihm, das schwierige Idiom der Moderne zu einer Art Umgangssprache zu mildern.

Plastisches Empfinden, das war Moores Überzeugung, sei etwas Überzeitliches. Deswegen werde es auch immer Skulpturen geben – jedenfalls „solange junge Männer die Beine eines Mädchens schöner finden als die eines anderen“.

der Tyrannen-Maske einen weichen Schmerz sichtbar, die gebrochene Eitelkeit eines enttäuschten Idealisten.

Viele Gerechte – von der Berliner Filmförderungsanstalt über die Evangelische Kirche bis zu einer Schweizerischen Bankengesellschaft – haben durch Finanzhilfen zur Ermöglichung dieses Films beigetragen. Weil er, immer im Rückblenden-Sprung, zu viel belehrend abhaken will – Kindheitsgeschichte, Apo-Aktionen und Flucht des Helden zurück in die Kindlichkeit –, muß von Schlüsselszene zu Schlüsselszene das Verlangen nach Wahrheit dem Willen zur Wirkung erliegen. Am Showdown-Ende schlägt Vater Staat zu und packt mit der geballten Feuerkraft eines GSG-9-Rollkommandos den netten Helden samt Kind und Katze ein. Die Väter haben schon immer über die Söhne gesiegt.

Mit Bernward Vespers schrecklichem Erbe hat dieser Film wenig zu tun. Es soll nicht vergessen sein; es ruht – und so hat sich sein Schriftsteller-Größenwahn erfüllt – neben den Nachlässen von Schiller und Hesse, Döblin und Uhland im Marbacher Deutschen Literaturarchiv.

Urs Jenny

REKORDE

Mann auf dem Flügel

Mit einem selbstgebaute Flugzeug wollen zwei Amerikaner einen Pilotenraum verwirklichen: in zwölf Tagen einmal nonstop um die Erde.

Als „blutrünstig“ galt er bei seinen Kameraden, sein Spitzname war „Killer“. Kein Pilot der U.S. Air Force flog im Rahmen der „Operation Misty“ mehr Tiefflugeinsätze über Vietnam als er. Das Cockpit, sagt er, war „mein Heiligtum, in dem ich mich unsterblich fühlte“, dort sprach er seine Kampfimpressionen auf Tonband – Grüße an die Heimat. „Ich war ganz einfach süchtig“, bekennt der Vietnam-Veteran. Die Droge? „Mein eigenes Adrenalin.“

An dieser Droge hing Dick Rutan bis zu dem Tag, an dem nordvietnamesische Flak seine F-100 in Flammen schoß. Der Pilot schob den Nachbrenner ein und raste mit seinem brennenden Jet in Richtung Küste, 50 Kilometer weit bis zum Südchinesischen Meer, wo US-Rettungshubschrauber ihn auffischen konnten.

Einen Tag später quittierte er, nach 105 Tiefflugeinsätzen, den Dienst als „Misty“-Pilot in Vietnam. „Mir war plötzlich klargeworden, welch schrecklichen Unsinn ich da machte.“

Fast 18 Jahre ist das her – Dick Rutan verfolgt jetzt friedfertige, aber nicht minder waghalsige Pläne. Beinahe hingebungsvoll fegt der Ex-Oberstleutnant der Air Force den Fußboden des Hangars 77 am Rande des Airports von Mojave in der kalifornischen Wüste,